

Sara Rukaj
Die Antiquiertheit der Frau

Sara Rukaj, 1992 in Wien geboren, lebt in Frankfurt am Main und hat Literatur, Philosophie und Psychologie studiert. Als freie Autorin beschäftigt sie sich mit Antisemitismus, Feminismus und Ideologiekritik. Sie schreibt für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Neue Zürcher Zeitung*, *Jungle World*, *Welt* und die *Zeit*.

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2022

2. Auflage: Berlin 2022

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Druck: cpi books

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

ISBN:978-3-89320-286-7

Sara Rukaj

Die Antiquiertheit der Frau

**Vom Verschwinden
des feministischen Subjekts**



**Critica
Diabolis
303**

**Edition
TIAMAT**

Inhalt

1

Warum Feminismus? – 9

2

Die Unbeugsamen

In Erinnerung an die *Schwarze Botin* – 26

3

Verschwindende Körper – 39

4

Im Echoraum der Larmoyanz – 49

5

Die Neuerfindung des Elends – 57

6

Radikale Lieblosigkeit – 73

7

Verfolgende Unschuld – 82

8

Fluchtpunkt Femizid – 94

9

Das große Reinemachen – 113

10

Schöpfungen aus dem Nichts – 125

11

Aufmüpfige Mädchen – 149

12

Von der Rebellion zur Reaktion

Resümee – 160

Dank – 177

Anmerkungen – 179

»Der Fehdehandschuh ist nicht aus Spitze.«
Silvia Bovenschen

»Beide Geschlechter werden sterben, jedes
für sich.« Marcel Proust

1

Warum Feminismus?

Im Zuge seiner Popularisierung ist der Feminismus zum symbolpolitischen Accessoire geschrumpft, das nicht länger hinterfragt werden muss. Über seine Bedeutung für Frauen, gar seine umstürzlerische Radikalität, ist hingegen nicht entschieden.

Walter Benjamin überlieferte die Beobachtung, dass der Begriff des Fortschritts sich einzig in der Idee der Katastrophe begründe: »Dass es ›so weiter‹ geht, *ist* die Katastrophe«. Es sei die ewige Wiederkehr des sich fortschrittlich gebärdenden Unheils, bei dem keiner mehr frage, was denn da als Fortschritt akzeptiert wird; und ob das, was im Sinne des Gegebenen da sei, gleich als ein Positives bejaht werden müsse. Jene erkenntnistheoretische Einsicht lässt sich auf alle möglichen Gegenstände anwenden, so auch auf den (pop)feministischen.

Mein Fremdkörper

Geschlechterverhältnis und Sexualität haben in den letzten vier, fünf Jahrzehnten einen epochalen Liberalisierungsschub durchlaufen – eine kurze Zeit, bedenkt man die abertausenden Jahre, in denen Frauen keine Entschei-

dungsbefugnis über ihre Reproduktion hatten und ihre soziale Rolle entweder als Mutter oder jungfräuliche Tauschware, die nahtlos vom Vater auf den Ehemann übergang, festgeschrieben war. Entstand die Idee der emotionalen Freiheit in der bürgerlichen Epoche der Gewissensfreiheit, so ist die sexuelle Befreiung historisches Resultat der Frauen- und 68er-Bewegung. Daher ist es wichtig, an die Zeit vor der Pille oder der strafrechtlichen Ahndung von unsittlichem Verhalten und Homosexualität zu erinnern. Religiöse Normen, die sexuelle Ausdrucksformen als gut (reproduktive Sexualität in der Ehe) oder schlecht (Homosexualität; Masturbation) einordnen, haben in der westlichen Hemisphäre des 21. Jahrhunderts an Bedeutung verloren.

Das Recht auf Selbstbestimmung, Mitspracherecht in der Politik, uneingeschränkter Zugang zu Bildung und qualifizierten Tätigkeiten, die Abschaffung des Paragraphen 218 und die Aufweichung des alten Scheidungsrechts sind nur einige verwirklichte Hauptforderungen der zweiten Frauenbewegung. Ihrer nunmehr gender- und queerfeministischen Nachfolgeneration aber derart selbstverständlich, dass sie sich über die bisherigen Errungenschaften lieber ausschweigt und auf Abstand zu den abgehängten alten, weißen Frauen früherer Tage geht. Auch alte Begrifflichkeiten werden selbstbewusst abgelegt: die schnöde Rede von der Frau wird in Anführungszeichen geführt, wenn sie nicht gleich hinter dem Wortungetüm FLINTA* (= Frauen, Lesben, intersexuelle, nicht-binäre, trans und agender Person) zum Verschwinden gebracht wird.

An die Stelle des feministischen Subjekts ist heute die »Performativität« aller möglichen Identitäten getreten, mit denen herzlich gespielt und en passant um die vielfältigsten

Geschlechterpronomen gewetteifert wird. In Zeiten des flexibilisierten Spätkapitalismus ist die vereinzelte Identität – ganz im Gegensatz zur Individualität – die schlechterdings gefragte Bastion. Stand der postfeministische Avantgardismus der Neunzigerjahre schon für den Niedergang der weiblichen Emanzipation, weil er Frauen nicht länger zur politischen Referenz- und Analysekategorie erheben wollte, radikalisierten sich seine heutigen Epigonen in genau diesem Punkt weiter. Zu beobachten sind die daraus hervorgehenden Deutungsfehden um die angemessene Definition von Geschlecht zwischen Queeraktivisten und ihren radikalfeministischen Antipoden, die an der biologischen Fundierung des Geschlechtsbegriffs festhalten. War man früher geübt in der Neutralisierung von Personen als Trägern einer spezifischen Funktion, so lernen wir heute, sie zu sexualisieren. Bei Männern, die ungebrochen für den Normalfall stehen, vollzieht sich dieser Prozess verallgemeinernd und unter Absehung ihrer eigentümlichen Männlichkeit. Frauen hingegen werden als relationales Gut betrachtet, gewertet und fein säuberlich dekonstruiert, bis nichts mehr von ihnen übrigblieb, oder, um es mit dem Existentialgebot von Jacques Lacan zu formulieren: *La femme n'existe pas*. Auch Judith Butlers Dekonstruktion des biologischen und kulturellen Geschlechts zielt sonderbarerweise immer auf die Frau, so als gäbe es sie tatsächlich nicht oder nur als schaurige Phantasie eines omnipotenten Patriarchats.

Dass es sie eben doch gibt, zeigte Freud gerade am Konzept der Bisexualität, in der weibliche und männliche Eigenschaften ebenso durcheinandergeraten wie sexuelle Vorlieben. Dass geschlechtliche und psychosexuelle Grenzen aufgehoben werden können und der Trieb nicht eindeutig festgelegt ist, zeugt von der Potenz eines offenen

Naturbegriffs, der sich auch bei Adorno, Horkheimer und Nietzsche findet.¹ Letzterer fertigte die Verächter des Leibes mit nur einen Satz ab: Wer seine natürliche Basis abstreitet, kann weder denken noch sprechen.² Auch von Bisexualität kann nur ausgegangen werden, wenn Gesellschaft ebenso wie (Geschlechts-)Natur existiert. Die ursprüngliche Einsicht in die geschlechtliche Dividualität von Individuen, die von der sozialen Trennung in zwei Geschlechter überdeckt wird, wurde schon von der zweiten Frauenbewegung zu einem neuen Essentialismus des genuin weiblichen Erlebens verengt. Der im Netz zur Massenbewegung gewordene Gender- und Queerfeminismus will mehr: ein körperlos gedachtes Ich flexibel umprogrammieren oder, wie es in Wirtschaft, Werbung und Kulturindustrie heißt, nach Belieben neu erfinden.

Diese Naturverleugnung ist gleichwohl einer Naturgesetzmäßigkeit unterstellt, von der die menschliche Psyche nicht loskommt: der Wiederkehr des Verdrängten. Erst Verdrängung schafft Identität. Umgekehrt ließe sich folgern, dass Identität, wo sie postuliert wird, auf Verdrängung beruht. Die Körpernatur ist dann nicht mehr nur sozial überformt, sie ist reine Sozialität geworden. Von den Verfechtern der *Gender Theorie* wird sie vornehmlich auf der Sprachebene aufgefunden und so gleichsam entmaterialisiert. Nun mag die Sprache zur Bildung des Bewusstseins beitragen, sie kann es aber nicht ersetzen.

A posteriori ist man immer klüger

Eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Frauenbewegung kann nur unter Berücksichtigung ihrer Geschichte, Projekte und Theorien erfolgen. Sie führt zu

dem ernüchternden Befund, dass der Feminismus seit den späten Sechzigerjahren nicht klüger geworden ist, folglich keine Fortschritte erkennen lässt und vorläufig in der Kanonisierung entweder restaurativer oder reaktionärer Politik endete. Vor diesem Hintergrund beeindruckt die Kontinuität der neuen Frauenbewegung – anders als die erste Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts – mehr als ihre hervorgebrachten Errungenschaften. Neben der Suspendierung der Wahrheitssuche und einem Faible für archaische Arbeits- und Kulturpraktiken, ist schon seit vielen Jahren eine sich feministisch missverstehende Rhetorik tonangebend, die nicht für Freiheit, Emanzipation und Gerechtigkeit streitet, sondern sich im Gegenteil in Betroffenheit und Selbstverwirklichung einpuppt. Jene Sphäre der Psychologie, in der wir glauben, wir selbst zu sein, ist in einem sehr dunklen Sinne zugleich auch die Sphäre, in der wir am allerwenigsten wir selbst sind, »weil wir hier bis ins Innerste von jenem Für-Andere- und Für-anderes-Sein präformiert sind, das so etwas wie das nicht unter den Identitätszwang gebeugte Dasein des Einzelnen bricht.«³ Zivilgesellschaftliche Sprachgewohnheiten und ein zum Götzen erhobener Identitätspluralismus sind vielmehr Ausdruck einer um sich greifenden Ohnmacht und bestätigen gleichwohl Katharina Rutschkys These, dass die neue Frauenbewegung Symptom eines radikalisierten unglücklichen Bewusstseins ist, in das moderne Feministinnen deutlicher als je zuvor eingesperrt seien. Während Befreiung begeistert und eint, wirkt Freiheit entzaubernd und vereinzeln.

Vermutlich hängt es mit den bürgerlichen Ursprüngen des Feminismus in der Studentenbewegung zusammen, dass man den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Universität verhaftet geblieben ist, die sich mit ihren rea-

litätsfernen Queer- und Genderparadigmen inzwischen selbst parodieren. Junge Frauen verleiben sich hier geronnene Gewissheiten und antagonistische Kategorien ein, zu denen man sich ablehnend oder zustimmend verhalten muss. Überdies hat die Verstaatlichung der Frauenfrage deren Überführung in einen ideologischen Fundamentalismus begünstigt, dem jedes Widerwort, mag es noch so zaghaft anmuten, als Verrat an der guten Sache gilt.

Die Frage nach der Bedeutung des Geschlechts unter dramatisch veränderten Bedingungen, hat die Frauenbewegung rückblickend entweder opportunistisch oder politisch-strategisch entschieden, darüber hinaus qualitätslosen Allmachtsphantasien unterstellt und mit je zwei Antworten versehen. Die erste reagierte auf die falsche und ungerechte Neutralisierung von Frauen mit einer Rekonstruktion archaischer Weiblichkeit und gipfelte schließlich in einem weiblichen Essentialismus. Die zweite, heute einflussreichere, will das Geschlecht als soziale Konstruktion entlarven, etwas vollkommen Fluides, das jeder nach Gusto bestimmen kann, wie er will. Gleichzeitig wird dem Essentialismus dort gehuldigt, wo es um Hautfarbe, kulturelle und ethnische Identitäten geht.

Nun ist die Erkenntnis, dass Geschlechtlichkeit gelehrt, gelernt und im Alltag auf die vielfältigste Weise reproduziert wird, keineswegs neu. Die Soziologie und die Sozialisationsforschung unterwerfen jede noch so intime Handlung und spontane Regung schon seit vielen Jahrzehnten der statistischen Bemessung und Modellierung. Neu an der feministischen Indienstnahme der Dekonstruktion ist vielmehr der enthusiastische Glaube, diese ließe sich in den Dienst einer politischen und sexuellen Utopie stellen. Die frohe Botschaft lautet fortan: Wir kennen keine Parteien, Klassen, Geschlechter mehr und setzten stattdessen auf

den fluiden und zukunftsstüchtigen Menschen im Flechtwerk seiner »kulturellen Beziehungen«. ⁴

Noch immer gilt das Frausein ihren vorgeblichen Fürsprechern nicht als anatomisches Schicksal, sondern als unliebsame Begleiterscheinung, die nunmehr als Projektionsfläche queerer Omnipotenz figuriert und über die man ganz ohne Rückbesinnung auf seine Körternatur frei zu verfügen meint: als körperloses Geistwesen, das die Körperteile nach dem Baukastenprinzip seiner gewünschten Identität anpasst. Die Imagination eines »fluiden« und »gequeerten Körpers«, der »omnipotent gesext (...) und gegendert« werden könne, schrieb die Sexualwissenschaftlerin Sophinette Becker, ermögliche es künftig jedem, im Flux der Vielfalt zu schwimmen, ohne die leibliche und klinische Dimension dieser Begriffe zu erfassen. Neben der Frau ist so auch die kritische Gesellschaftstheorie und Psychoanalyse zum Verschwinden gebracht.

Ausflüge in den progressiv-neoliberalen Feminismus

Ebenso bewusstlos hat sich die feministische Nachfolgegeneration dem grenzenlos fluiden Kapital anverwandelt, das auf *reale* Frauen immer weniger angewiesen ist. Sein Sprachrohr hat es in zeitgeistkompatiblen Influencern und authentischen Großstadtmonaden gefunden, die den großen Firmen weltweit die neuesten Versatzstücke für ein hipbes und aufgeklärtes Feigenblatt liefern und nach verrichteter Arbeit auf ihren Blogs und Instagram-Kanälen an ihrer Kommodifizierung weiterarbeiten. Die feministische Philosophin Nancy Fraser spricht in diesem Zusammenhang von »Progressiven Neoliberalen«, die sich nicht für die Funktionsweise von und die Verzerrungen innerhalb

der Gesellschaft interessieren, sondern nur für die gleichmäßige Repräsentation von immer kleineren Grüppchen. Postmoderne Identitätspolitik wird zum kümmerlichen, aber kostengünstigen Surrogat des feministischen Emanzipationsversprechens und soll die gerechte Verteilung des Elends nach Hautfarbe, Geschlecht und sexueller Orientierung garantieren.

Seither gibt es die autonome Frauenbewegung und die aus ihr und gegen sie hervorgetretenen intellektuellen Gegenbewegungen nicht mehr, und der Feminismus ist in den herrschenden Institutionen zum konformistischen Diversity-Management geschrumpft, das zunehmend auch in der öffentlichen Verwaltung, in Unternehmen, in der Werbung und in den Leitmedien propagiert wird. Geblieben ist ein Wimmelbild aus vulgärliberalen Selbstermächtigungsphantasmen, Fluchtbewegungen in Twitter-Wunschwelten und autoritären Strafgelüsten gegenüber Dissidenten, die sich dem Schönwetter- und Umerziehungsprogramm der genderpolitisch auf Linie gebrachten Bundesrepublik verweigern.

So leicht moralische Empörung auszulösen ist, so schlicht die Konzepte, mit denen dann praktische Abhilfe geleistet werden soll. Ganz allgemein ist die bundesdeutsche Regenbogenkoalition der Überzeugung, dass Frauen als hilfs- und nachhilfebedürftige Wesen noch immer nicht dazu imstande sind, selbstbewusst mit den Tücken der bürgerlichen Gleichberechtigung umzugehen, denn: sie werden diskriminiert. Ist das Potenzial universeller Emanzipationsbestrebungen erst ausgeschöpft, funktioniert die Diskriminierung der Frau wie eine paranoide Erwartung, die stets Erfüllung findet, wenn nur lange genug nach ihr gesucht wird. Noch gibt es ihn nicht, den totalen *Safe Space*, dessen Hypostase vermutlich die letzte Schwundstufe ei-

nes enthemmten idealistischen Bewusstseins ist und der zugleich ein Airbag gegen die als immer bedrohlicher wahrgenommene Außenwelt sein soll. Dagegen helfen nur weitere Anti-Diskriminierungsmaßnahmen oder solche zur Gleichstellung, um die unschönen Folgen der Diskriminierung präventionstüchtig abzufedern. Weil Demagogie ohne Argumente auskommen muss, einigt man sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner: den Menschen. Auch das schlichteste Gemüt entdeckt, wenn es nur eifrig genug unter dem Haufen falscher Zuschreibungen und ungerechter Attributionen gräbt, dass Frauen »Menschen wie Du und ich« sind; sie können ja auch nichts dafür. Heute lernen wir, dass es sie eigentlich gar nicht geben darf, Frauen nicht geboren, sondern von der Gesellschaft zur solchen »gemacht« oder gleich als solche »gelesen« werden. Nur handelt es sich bei Frauen nicht um versprachlichte Textgebilde, die man einfach aufklappen kann.

Die Frauen sind verschwunden, oder, so könnte man plausibler resümieren, die Frauenfrage wurde dem Staat überantwortet, der sie je nach Handlungs- und Finanzierungsspielraum als symbolpolitisches Fortschrittslabel integriert. Die sprachliche Berücksichtigung von Frauen auch dort, wo sie noch immer kaum oder in der Unterzahl vertreten sind, verhilft zumindest Linguistinnen zum nächsten Notgroschen beim Durchstöbern von Verwaltungsangelegenheiten. Es herrscht ein geradezu augenfälliger Mangel an Kampfstrategien, inspirierenden Gedanken und Phantasie vor. Ich plädiere für eine lange Pause.

Die organisierte Weinerlichkeit

In den siebziger Jahren jedenfalls gab es ihn – zumindest fragmentarisch – noch, den lebensfrohen, intellektuellen und (selbst)kritischen Feminismus, der einen universellen Humanismus proklamierte und weder auf puritanische Evidenz noch auf den voluntaristischen Gender-Chic der damals erst aufploppenden Culturaloder Queer-Studies angewiesen war.

Schon im September 1976 widmete Silvia Bovenschen der Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Lenk einen Essay in der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation*, der nicht missverstanden werden wollte. Unter der Eröffnungsansage »Zeit für eine Kampagne wider die Larmoyanz« monierte Bovenschen die immer kniffligeren Leidensbekundungen der neuen Frauenbewegung, die zunehmend auf den Opferstatus abonniert sei und so ihr Widerstandspotenzial und ihre aggressive Potenz eingebüßt habe.

Im selben Jahr hatten Brigitte Classen und Gabriele Goettle mit der *Schwarzen Botin* die radikalste und zugleich ästhetisch anspruchsvollste feministische Zeitschrift in West-Berlin gegründet.⁵ Nonkonformismus im Sinne einer kritischen Distanz gegenüber geistigen Strömungen, die gerade obenauf waren, erklärte die Zeitschrift in ihrem Auftakt zum philosophischen Prinzip: »Nichts ist leichter, als die Dummheit zum goldenen Mittelmaß zu erheben, mit dem alle gleichermaßen zufrieden sein dürften.« Ihre Schmähschrift endete in einer Kampfansage an jene Frauen, die mit ihrer applizierten Betroffenheitsprosa mehr an feministische Selbsthilfegruppen erinnern, als ihnen lieb sein dürfte: »Wir haben keinerlei Interesse, irgendwelche Karrieren als Galionsfiguren anzustreben, genauso wenig liegt es in unserer Absicht, mit anderen Frau-

enzeitschriften konkurrieren zu wollen; was wir allerdings anstreben, und wo wir großes Interesse zeigen, ist die rücksichtsloseste Bekämpfung jener Frauen, welche die übrigen für dumm verkaufen wollen und sich das von ihnen auch noch gut bezahlen lassen.«

Die Psychoanalytikerin Marina Gambaroff bescheinigte 1984 in ihrem Essay »Emanzipation macht Angst« der vielbeschworenen Schwesternsolidarität und dem eindimensionalen Männerhass in der Frauenbewegung die lähmende Angst vor der weiblichen Emanzipation, die nichts solidarisches oder wärmendes hat, sondern Frauen erst recht vereinzelt und auf ihre je eigene Urteilsfähigkeit zurückwirft. Eine Einsicht, an die sich bis heute keiner gerne erinnert.

In den neunziger Jahren sah die für ihre ebenso hellsichtigen wie in der Sache unerbittlichen Glossen gefürchtete Feminismus-Kritikerin Katharina Rutschky in Judith Butlers heraufziehender Theorie der Dekonstruktion von Differenz, Geschlecht und Identität schließlich nicht viel mehr als einen »akademisch formulierten Tagtraum«, der die Lektüre von Verena Stefans oder Hera Linds Trivialliteratur abgelöst habe, und brachte damit gleichsam auf den Punkt, was auch in diesem Buch zur Kritik stehen soll: »Generationen frustrierter Frauen – mich selbst nehme ich nicht aus – haben sich irgendwann mit Gründen einmal gewünscht, nicht als Frau, sondern als Mann geboren zu sein. Nun kehrt der Wunsch in moderner Form wieder – in der Absage an das Geschlecht überhaupt.« Moderne Gesellschaften unterliegen vor diesem Hintergrund gerade nicht der notorischen Neigung, Frauen zu diskriminieren, sondern der Tendenz, sie als solche überflüssig zu machen.

An unnachgiebige Stimmen wie Bovenschen oder Rutschky zu erinnern, heißt immer auch, die Geschichte

der deutschen Frauenbewegung von einer vereinzelt Erscheinung her aufzurufen. Sie gehörten dem Feminismus an, ohne ihn zu repräsentieren und waren überdies mehr an feministischer Analyse denn an weiblicher Selbstbespiegelung interessiert. Ihre schon früh einsetzende Aufkündigung weiblicher Zusammengehörigkeit wird nicht gerne in Erinnerung gerufen, verspricht die Dauerpflege von Mythen statt der Leere, die jedem Zweifel vorausgeht, immerhin Geborgenheit.

Gerade ihr distanzierteres Verhältnis zur neuen Frauenbewegung und ihre theoretische Aneignung der Psychoanalyse und Kritischen Theorie, die vom Gros der Feministinnen als blasierteres Männergeschwätz abgetan wurde, bewahrte genannte Kritikerinnen davor, sich weder an das Diktum der Gleichheit, noch an das der Differenz doktrinär festzuklammern. Vielmehr wollten sie beide in ein dialektisches Verhältnis zueinander setzen. Das brachte ihnen erbitterte Gefechte mit Feministinnen wie Alice Schwarzer ein, die sich dem Egalitätsprinzip angedient hatten, während die Differenztheoretikerinnen der anbrechenden Postmoderne sie dann schlicht ignorierten. Der monolithische Bezug auf ihre Stichwortgeberin Judith Butler führte vielmehr zu einer weitläufigen Meidung anderer Erkenntnisse.

Glauben Frauen, dass es Frauen gibt?

Möchte man die Glaubenssätze des heute waltenden Queer- und Genderparadigmas durchdringen, kommt man nolens volens nicht an Judith Butler vorbei. Die postfeministische Philosophin wendet den Terminus »queer« schon länger bewusst unscharf an und lässt ihn inzwischen allen

möglichen Minderheiten angedeihen, solange sich diese mehr oder weniger beherzt gegen die Hegemonie des »heteronormativen, eurozentrischen Westens« in Stellung bringen. Mit dem Verweis auf ausgegrenzte und unterjochte Populationen, auf »Rassen«, Ethnien und Kulturen, wird der Ansatz mit einem politisch-progressiven Sinn angereichert. Frauen, der eigentliche Ausgangspunkt, erscheinen nunmehr als Spezialfall einer alles umfassenden und dezentralen Herrschaftslogik, von der sie, sofern sie heterosexuell, weiß oder anderweitig privilegiert sind, auch einen Nutzen ziehen. Das Ende ihrer Definitionsmacht nimmt die Frauen als historische Übeltäter und heimliche Nutznießer der binären Differenz in die peinliche Pflicht, die Trümmer ihrer Herrschaft bußfertig zu entsorgen.

Unter diesen Vorzeichen begann man in den Siebzigerjahren mit der Dekonstruktion des weiblichen Geschlechts und setzt sie heute fort mit der Kritik der »Kategorie« als solcher. Die Dekonstruktion der Geschlechter schenke den Individuen aber nicht nur ihre Lüste und Körper wieder, wie Michel Foucault einmal orakelte, sie ermögliche auch eine erschöpfende Kritik an »Herrschafts- und Machtapparaturen«. Ausgehend von der Geschlechterfrage sollen unter dem Rubrum der »Dominanzkultur« alle gegenwärtigen Widrigkeiten erklärbar und nach dem Ende der »großen Erzählungen« subversiv gerahmt werden.⁶ Bevölkerungsexplosionen, Migrationen großen Ausmaßes, ökologische Katastrophen, Kriege und Fluchtbewegungen: man möchte meinen, dass die Menschen ständig aufeinander herumtrampeln und die feministische Szene nach dem Abschied von der Frau das plötzliche Ende des Unberechenbaren entdeckte. Und so richtet ein jeder auf unserem überfüllten Erdball die Bitte an den Himmel: befrei uns von

dem anderen, was verstanden werden muss als Befreiung von sich selbst.⁷

Die Folgen sind ein überschießender Konstruktivismus, der die soziale Wirklichkeit einer beliebig instrumentalisierbaren Verfügungsmasse anverwandelt, und, wo es um die Forderung nach sozialer Repräsentation geht, wissenschaftliche Kriterien in umso schrillere Gesinnungsmarker umschlagen. Wenn das »bloße So-Sein, dass man so und nicht anders ›geartet‹ sei, zum Maßstab dessen [gemacht wird], wie man sich verhalten soll und glaubt, dass dann das richtige Leben herauskomme«, schließt Adorno in seiner Vorlesung über *Probleme der Moralphilosophie* (Frankfurt am Main, 1963), sei das »pure Ideologie«.

Ohnedies können geschlechter- und kulturspezifische Sozialisationsprozesse kaum mehr analysiert werden, wenn die Differenz nicht als gesellschaftlich aufzuhende aufgefasst, sondern umgekehrt das gesellschaftlich geformte Sein zur unbedingt zu respektierenden Identität erklärt wird – eine Annahme, die Butler in den Neunzigerjahren popularisierte und die der Neigung entgegenkommt, das eigene Schicksal tragisch aufzuladen. In den Gender- und Queerstudies sind es nicht die gesellschaftlichen Institutionen, die Produktions- und Arbeitsbedingungen, sondern einzig und allein unsere persönlichen Attitüden und Sprachgewohnheiten sollen es sein, die aus der Welt, unter Absehung aller Vermittlungsinstanzen, einen besseren Ort machen.

Dass Butlers *Gender Trouble* (1990) zur Zeit seiner Veröffentlichung in der Frauenbewegung Popularität erlangte, lag aber auch in einem Missverständnis begründet. Ihre Dekonstruktion von Differenz und Geschlecht forcierte die ausdrückliche Entwertung des Weiblichen und gab so vor, den gefühligen Matriarchatskult und die reaktionäre

Öko-Romantik – zurück zur »friedfertigen Frau« (Margarete Mitscherlich), wie sie »von Natur« aus ist – zu begraben, die weite Teile der zweiten Frauenbewegung umtrieb. Dieser in der neuen Frauenbewegung angelegte Widerspruch ließ Butlers scheinbar identitätskritischen Anregungen gerade auf intellektuelle Frauen reizvoll wirken.⁸ Sowohl Katharina Rutschky als auch die *Schwarze Botin* nahmen die akademische Gendermode der Achtzigerjahre anfangs fasziniert, später skeptisch zur Kenntnis. Sie ahnten, dass anstelle des Neids auf den männlichen Subjektstatus die eigene Geschlechtlichkeit im Limbus der unendlichen Abstraktion entschwinden würde.

Ein Blick in Butlers seither veröffentlichten Schriften legt ein streng dichotomes und antiliberales Weltbild offen. Ausgerechnet jene Länder werden als »strukturell« sexistisch und rassistisch diskreditiert, in denen Freiheit und individuelle Würde in globalhistorisch präzedenzloser Weise garantiert wurden und weiterhin werden. Gefeierte und für sakrosankt erklärt werden im Gegenzug islamisch geprägte Länder, in denen der weibliche Körper, insofern er nicht unter schariakonformer Kontrolle steht, unter Hidschab und Burka liquidiert werden soll, Frauen ein rechtloses Leben als reines Verfügungsobjekt männlicher Lust führen und Homosexuelle mit dem Segen der Staatsmacht an Baukränen aufgehängt werden. Afghanische Frauen, die nach dem Einmarsch der Vereinigten Staaten 2001 das Ablegen ihrer Burka feierten und seit der Machtübernahme der Taliban erneut vom Verschleierungszwang betroffen sind, wurden von Butler kurzerhand als von ihrer Stammeskultur entfremdete und »zwangsverwestlichte Kriegsbeute« bezeichnet. Die Burka symbolisiere, so Butler weiter, »dass eine Frau bescheiden ist und ihrer Familie verbunden; aber auch dass sie nicht von der Massenkultur

ausgebeutet wird und stolz auf ihre Familie und Gemeinschaft ist.« Wenn es schon keine erste Körpurnatur geben kann, so soll wenigstens die züchtige Verschleierung der Frau mit allerlei ehrenwerten und guten Eigenschaften ausgestattet werden.⁹

Offenbar behält Butler sich selbst das Urteil vor, wann einer Frau Entscheidungsfreiheit zuzusprechen ist und wann nicht. Beglaubigen kann sie diese Form der patriarchalen Apologetik eigentlich nur, indem sie das für die eigenen Überlegungen zum Geschlecht zentrale Konzept der Sozialisation bis zur Unkenntlichkeit von seinen Prämissen löst und durch ein voluntaristisches Argument eintauscht. Selbst wenn die Frau in ihrer eigenen Verhüllung den Ausdruck geglückter Befreiung und Emanzipation sieht, sei dies nicht eine direkte Folge der Verhältnisse, denen sie täglich unterworfen ist, sondern unveränderliches und nicht zu kritisierendes Wesensmerkmal seiner Exponentin. Damit verabschiedet sich Butler endgültig von der Idee eines aufgeklärten und mündigen Individuums, das als politisches Subjekt nach einer vernünftig eingerichteten Gesellschaft und Selbstbestimmung strebt.¹⁰

Die (queer)feministische Sakralisierung von Butler perpetuiert das finale Scheitern der Frauenbewegung, die es nicht vermocht hat, das Leben mit und nach der Gleichberechtigung mit neuen Perspektiven zu versehen. Die Bezugnahme des Feminismus auf die Frau als zu befreiendes Subjekt gilt ihr vielmehr als exkludierende Praxis gegenüber allen der Norm nicht entsprechenden und damit widerständig-revolutionären Identitäten. Was als Kritik am männlichen Monopol auf den Subjektstatus seinen Anfang nahm, verwandelte sich bei Butler zu einem Abgesang auf das Subjekt per se.

Ihr Buch *Raster des Krieges* schließt sie mit der Forde-

rung, durch »Nichthandeln« einen »Weg der affektiven Erkenntnis« zu beschreiten. Damit erteilt sie auch der (weiblichen) Solidarität eine Absage. Weder Erkenntnis über Gesellschaft noch Emanzipation sind unter diesen Bedingungen zu erlangen. Vielmehr scheint es so, als habe die Hoffnung der Frauen, der Leere zu entkommen, die mit der weiblichen Emanzipation einhergeht, sie immer wieder in Nebelschwaden avantgardistisch anmutender Theorien geführt, die unterm Strich mehr als religiöses Bedürfnis nach der verzerrten Darbietung der Welt denn als genuiner Fortschritt bestechen.

Als Simone de Beauvoir in den Sechzigerjahren vorgehalten wurde, ihr Feminismus sei in Wahrheit der verschriftlichte Auftakt einer lust- und männerfeindlichen Bewegung, konterte sie mit der Hoffnung auf eine andere, sozialistische Gesellschaft, deren Charme gerade in der Begegnung aufgeklärter und freier Menschen liegen sollte. Die identitätspolitische Freiheit kommt ohne übergreifenden Sinnhorizont aus.

Die hier dokumentierten Essays folgen keiner strikten chronologischen oder thematischen Ordnung. Sie betrachten den Niedergang der Frauenbewegung als Symptom einer allgemeinen identitätspolitischen Geisteshaltung und kreisen daher nicht nur um Frauen, sondern auch um andere Spielfelder progressiver Regression. Oder, um es mit Oriana Fallaci zu sagen: »Ende des Lächelns und letzte Richtigstellung.«